

Liebe Freunde,

Überrumpelt von dieser Kälte und dem Schnee, verziehe ich mich endlich hinter den PC um euch zu schreiben. Am letzten Sonntag bin ich von Burma, von über 30° Hitze nach Hause gekommen. Es waren fünf intensive Wochen. Zum Glück war Evelyn Imfeld die ersten Wochen noch mit mir. (Sie arbeitet für das Kinderprojekt E4Y, wo ich immer wieder mithelfe, wenn es um Unterricht im Zeichnen, Werken oder Textilarbeit geht.) Man fühlt sich schon recht einsam, ohne die Schweizer Freunde, die nach und nach das Land verlassen haben.

Aber alles der Reihe nach. Hier in Steinerberg ist nämlich auch Einiges passiert. Ich bin beruflich aufgestiegen: Vom Tiefparterre in den dritten Stock. Die oberste Wohnung an der Goldauerstrasse 4 wurde frei. Und Roland und ich befassten uns seit einiger Zeit mit der Tatsache, dass wir irgendeinmal nicht mehr im Rossbüel wohnen können. So schön es dort oben ist, es ist jenseits jeglicher Alterskompatibilität. Das neue Atelier im dritten Stock verlangt uns zwar einiges ab, was das Treppensteigen anbelangt. Dafür ist es sehr geräumig, so dass wir ein richtiges Wohnatelier einrichten konnten. Und der Bahnhof und die Busstation sind sehr nahe. Kurz, wir sind fürs Alter gewappnet. Momentan ist es aber schon noch so, dass das Rossbüel bis auf weiteres nach wie vor unser Hauptwohnsitz bleibt. Lediglich die Stickkurse habe ich ganz ins Dorf verlegt. Für die Kursteilnehmerinnen mag es etwas schade sein. Aber es erleichtert die ganze Organisation wesentlich.

Es war ein ziemlich zügelreiches Jahr. Ich zügelte unters Dach, unser Samuel in mein altes Atelier und in Zürich musste ich für meine Kurse ebenfalls ein neues Lokal finden. Die Helferei, wo ich nun 14 Jahre einen Raum mieten konnte, wird restauriert und nachher wird die Miete für mich wohl unbezahlbar. Ich fand einen tollen Raum direkt an der Limmat. Er ist gross, hell und sehr günstig. Dafür müssen wir ihn selber putzen und im Winter muss ich jeweils früher dort sein, damit ich die Heizung einschalten kann.

Dann aber, am 8. November ging es wieder Richtung Myanmar (Burma). Zusammen mit Evelyn kamen wir am andern Morgen in Yangon an und wurden natürlich von einem würdigen Komitee in Empfang genommen. Kathy, unsere einheimische Projektleiterin hat mir eine schöne grosse Wohnung versprochen und ich lud Evelyn bereits im Flugzeug ein, bei mir zu wohnen. Noch am Flughafen annullierten wir ihr Hotelzimmer. Stolz führte mich Kathy in diese Wohnung. Evelyn wollte mit ihren Leuten später nachkommen. Aber was traf ich an? Kathy meinte eigentlich, sie würde uns eine Freude machen. Es war eine total burmesische Wohnung: fast fensterlos und extrem schmutzdelig. In einem der ersten Hochhäuser der Stadt, mit Shoppingcenter und auf mehreren Stockwerken zusammengedrängten Wohnungen. Die wenigen Fenster waren vergittert, der Gang düster und ungepflegt und der Lift lottrig. Die Eingangstüre war versperrt mit einer Gitterschiebetür, die mit einem Malschloss geschlossen halten musste. Dem Weinen nahe tigerte ich durch die schmutzigen Räume und wusste nicht was sagen. Als Evelyn kam, haben wir uns zuerst nur sprachlos angeschaut. Dann sagte Evelyn: was immer du entscheidest, ich lasse dich nicht im Stich. Möglichst rücksichtsvoll sagten wir dann aber Kathy, dass wir da unmöglich wohnen könnten. Schon nur vor dem Nachhause kommen hätten wir Angst. Vom Schmutz sagten wir nicht viel, wir wollten ja nicht, dass Kathy das Gesicht verliert. Schnell machten wir Evelyns Hotelannullation rückgängig und buchten für mich ein zusätzliches Bett.

Unsere Ankunft in Yangon fiel ja genau auf die Tage nach den ersten sogenannten demokratischen Wahlen. Wenn auch das Resultat für die Oposition eher ernüchternd ausfiel, so staunten wir doch, wie viel davon gesprochen wurde. Anlässlich der Wahlen haben hohe Militärs ihre Uniform abgelegt und regieren nun in Zivil. Ein Freund sagte dazu: Demokratisierung heisst nicht einfach, die Hülle zu wechseln. Man spürt jedoch nach wie vor immer wieder kleine Hoffnungen.

Am Tag als die Lady – so nennt man hier Aung San Suu Kyj - nach über 15 Jahren Gefängnis-aufenthalte, Hausarreste und kurzen Abstechern in die „Freiheit“ offiziell „ohne jegliche Auflagen“ freigelassen wurde, riet man uns, nicht – wie eigentlich geplant – in die Shwe Dagon Pagode zu gehen. Denn dort, im grössten Wahrzeichen Yangons, wurden an diesem Tag Demonstrationen erwartet. Deshalb beschlossen wir, den Abend in einem europäischen Restau-

rant zu verbringen. Wir bestellten ein Taxi und fuhren los. Zuerst verfuhr sich unser Taxifahrer, weil er ein anderes Restaurant meinte und fuhr in die Richtung der University Road (der Wohnort der Lady). Etwas verunsichert sagte ich zu Evelyn: Durch die University Road darf er uns sicher nicht fahren, schon gar nicht am Tag der Freilassung der Lady. Wir fuhren an einer Kolonne Militärlastwagen voller bewaffneter Soldaten vorbei. Endlich merkten wir, dass uns der Taxifahrer an einem total falschen Ort abladen wollte. Er musste wenden und über holprige Umwege Richtung Kaba Aye Pagoda Road fahren. Dort eingebogen, sagte ich zu Evelyn: „Schau mal, so viele Leute habe ich noch nie auf einer Strasse in Yangon gesehen“. Alle eilten in dieselbe Richtung. Als wir einige bemerkten, die kleine Plakate in die Höhe hielten, realisierten wir, dass es sich da um eine Demonstration handelte. Und wir im Taxi mittendrin im Gschtungg. Wir kamen fast nicht vorwärts. Uns wurde mulmig. Die fröhlichen Gesichter der Leute, alte Frauen, die kaum noch gehen konnten, aber ein Bild der Lady hoch hielten – hatten die keine Angst? Wussten sie nichts von den bereitstehenden Militärs? Da kam ein Mann in der entgegengesetzten Richtung daher geeilt und rief den Leuten etwas zu. Da fingen alle an zu rennen. Es war ungefähr halb sechs Uhr abends. Später lasen wir in den Nachrichten, dass die Lady genau um diese Zeit frei wurde. Wir befanden uns also mitten in einem denkwürdigen Moment und hatten Schiss. Später dann, beim Nachtessen waren wir beruhigt, dass wir keine Schüsse gehört hatten. Tausende Leute hatten Aung San Shu Kyi willkommen geheissen und das Militär hielt sich zurück.

Eines Tages gingen Evelyn und ich zusammen mit ein paar Lehrerinnen vom E4Y zum grossen Bogyoke Market. Die Lehrerinnen haben einen Künstler kennengelernt, der ihnen Unterstützung beim Kunstunterricht angeboten habe. Nun ging es darum, diesen Künstler zu treffen. Hinter den mir schon lange bekannten Läden mit allerlei Künstlerzubehör befand sich das offizielle Lokal der Künstlervereinigung. Ziemlich hartnäckig schafften wir es, „unseren“ Künstler zu verpassen. Ein anderer Künstler führte uns über eine enge Treppe in den oberen Stock, wo wir dem Vizepräsident der Künstlervereinigung vorgestellt wurden. Wenn man in Myanmar Künstler werden will, absolviert man folgende Karriere: Man fängt als Amateur an, wird dann Professioneller und am Ziel ist man, wenn man ein Genie geworden ist. Welche Kriterien man erfüllen muss, um die einzelnen Stufen zu erreichen, konnte ich nicht in Erfahrung bringen.

Der Sekretär des Vizepräsidenten und der von uns verpasste Künstler besuchten uns ein paar Tage später im E4Y. Sie waren sehr beeindruckt von unserem Programm für Kunstunterricht und fragten sofort nach einer Fotokopie. Ich hätte diese natürlich – typisch Wälchli – ganz arglos abgegeben. Aber unsere Lehrerinnen waren schlauer und rückten mit keinen Unterlagen heraus.

An gewissen Tagen ist in unserer Werkstatt besonders intensiver Betrieb. Ma Win, unsere Instruktorin in der Weberei, erzählte mir von den Strassenkinder, die jeweils am Montag, Mittwoch und Freitag zu uns zum Unterricht kommen. Damit sie es sich leisten können, zu uns zu kommen, müssen sie an den anderen Tagen umso härter arbeiten: als Wasserverkäufer, Abfallsortierer, oder sonst eine der niedrigsten Arbeiten. Bei uns bekommen sie oft auch ihr einziges Essen. Viele dieser Kinder haben wohl Eltern, aber nichts zum Wohnen. Manchmal haben sie das Glück, zwischen Abfallbergen eine Nische zum Schlafen zu finden. Ein Problem ist dann jedoch die Regenzeit, da sie dann den heftigen Regenfällen direkt ausgesetzt sind.

Einmal wurden Evelyn und ich bei Ko Hni Hni, einem befreundeten Lehrer, zum Nachtessen eingeladen. Er wohnt weit ausserhalb von Yangon, in einem ganz speziellen Quartier. Es sei gerade neben der Universität für Kultur und er liebe die intellektuelle Atmosphäre. Es sind Wohnblöcke im üblichen angegrauten Zustand. Gnusch, Unordnung und Fröhlichkeit überall. Aber das gehört hier in diesem Land einfach dazu und macht für uns das Ganze so malerisch.

Bei Leuten zum Essen eingeladen zu sein ist ganz speziell: zuerst essen die Gäste und erst dann die Gastgeber. Ko Hni Hni hat sogar gesagt, er werde duschen, wenn wir gegangen seien, dann einen Whisky trinken und anschliessend essen. Es ist für uns einfach sehr fremd, für sie aber selbstverständlich.

Einmal ergab es sich, dass, als wir uns mit einem deutschen Freund trafen, eine deutsche Touristin mit dabei war. Sie ist länger als andere im Land umher gereist. Sie arbeitet in Berlin im auswärtigen Amt und muss dort die Internetseite bearbeiten, welche Asienreisenden Informationen bezüglich Sicherheit, Gewohnheiten, politische Lage etc. abgibt. Dies, obwohl sie eigentlich vor allem in Südamerika und Afrika gelebt hat. Ich habe noch nie jemanden so negativ über My-

anmar reden gehört. Von der Unmöglichkeit, die Hände waschen zu können, über die Unfreiheit, sich als Touristin bewegen zu können und vieles mehr. Feststellungen, die ich so nie erlebt habe. In jedem typisch burmesischen Restaurant steht zentral ein Lavabo, damit man sich jederzeit die Hände waschen kann. Und auf dem Lande, in den sehr bescheidenen Gaststätten, hat es immer einen Trog mit einer Plastikschißel und einer Seifenschale. Auf meinen Einwand, dass ich noch nie so hilfsbereite und nette Leute angetroffen hätte wie hier, meinte sie, dass das ja klar sei, weil bei uns noch der emotionale Aspekt dazu komme. Nun frage ich mich, wie diese Frau emotionslos in diesem Lande herumreisen will. In dieses Land geht man nicht zuletzt wegen den Leuten und ihrer Freundlichkeit wegen. Und von wegen Sauberkeit: Ich habe Leute erlebt, die in Häusern wohnen ohne Strom und ohne fliessendem Wasser. Sie sind immer sauber adrett gekleidet und stinken nicht. Ich darf gar nicht an den Duft denken, den ich manchmal am Morgen in den Schweizer Zügen antreffe..... Dass die Strassenkinder riechen, darf wohl klar sein. Und trotzdem, auch sie geben sich alle Mühe, möglichst anständig auszusehen, und wenn ihre T-Shirts total durchlöchert sind.

Als ich vor zwei Jahren im Museum für Völkerkunde in Zürich einen Vortrag über Myanmar halten durfte, sass im Publikum auch eine Burmesin. Inzwischen ist mir Thawda, die seit über 20 Jahren in der Schweiz lebt, eine liebe Freundin geworden. Bereits in der Schweiz hat sie mir einen Tag lang geholfen, meine Lehrmittel, die ich in Englisch geschrieben habe, ins Burmesische zu übersetzen. Unsere Webinstruktorin MaWin hat es zwar bereits gemacht, aber ich hatte keine Möglichkeit zu kontrollieren, ob sie auch tatsächlich alles so verstanden hat, wie ich es gemeint habe. Ihr Englisch ist nicht sehr gut. Dieses Jahr weilten Thawda und ich zur gleichen Zeit in Yangon. Zusammen mit MaWin sassen wir nochmals drei Tage zusammen und übersetzten gemeinsam. Es waren intensive Diskussionen in Burmesisch, Englisch und Schweizerdeutsch. Für mich ist es faszinierend, mehr und mehr die Gewissheit zu haben, dass der Text nun stimmen wird. Wir haben die drei wichtigsten Lehrbücher übersetzt und nun muss Ma Win nur noch dafür sorgen, dass sie korrekt geschrieben werden.

Einmal fuhren Thawda und ich mit einer Personenfähre über den Yangonfluss. Auf dem Schiff waren lauter Einheimische, die auf der anderen Seite des Flusses wohnten. Die Fahrt dauerte nur zehn Minuten, aber auch während dieser kurzen Zeit versuchen viele Händler ihre Ware zu verkaufen. Bei zwei so herzlich dreinschauenden Jungen wurde ich halt wieder weich und kaufte ihnen etwas ab.

Die Überfahrt kostete mich hin und zurück je einen Dollar. Die Einheimischen bezahlen für eine Fahrt 10Kyats (ca. 1Rp.) Mit meiner Ein-Dollar-Note hätten also hundert Leute mit rüber fahren können – eine halbe Schiffsladung. Beim Kauf meines Fahrscheines wurde ich auf das Genaueste registriert. Name, woher ich komme und meine Passnummer wollte der gestrenge Offizier wissen. Da ich meinen Pass nicht bei mir hatte und die Nummer nicht auswendig kannte, hätte ich beinahe kein Ticket bekommen. Nach langem hin und her zeigte ich ihm meine Identitätskarte. Da hat es ja auch Zahlen und Nummern drauf. Er hatte dann etwas Mühe, bei der Entscheidung, welche Nummer er notieren sollte. Wer weiss, vielleicht hat er das Erstelldatum aufgeschrieben.

Eine grosse Freude hat mir Lilli bereitet, als sie mich während einem verlängerten Wochenende besuchen kam. Während meinen Aufhalten in Yangon durfte mehrere Jahre bei Lilli wohnen. Jetzt arbeitet sie in Vietnam. Mit ihr zusammen besuchte ich die Glassfactory. Seit diese, in einem Dschungel mitten in Yangon liegende Glasbläserei von Wirbelsturm Nargis zerstört wurde, bin ich nie mehr dort gewesen. Es bot uns ein trauriges Bild. Als Fremde wäre man begeistert von der malerischen Umgebung. Eingestürzte Hütten, die bereits wieder von wuchernden Pflanzen überwachsen sind, eine Wildnis von Baumstämmen und –strünken, wildwuchernden Pflanzen. Und mittendrin die Ruine der grossen Glasbläserei. Auch die müden Überreste der Holzwände werden bereits von Pflanzen in Beschlag genommen. Fehlende Wände hat die Natur bereits durch Blattwerk ersetzt. Und mittendrin steht – mutterseelenallein dem Nargis getrotzt – der grosse Kamin. Den Besitzer haben wir kaum wiedererkannt. Dieser stolze Mann, der alle Besucher begeistert durch sein Werk geführt hatte, ist ein gebrochener Mann, der verwirrt umhergeht und alle einlädt, sich umzuschauen und zu kaufen.... Zum Glück haben sie, kurz bevor der Nargis wütete, die Öfen wegen den von der Regierung massiv erhöhten Gaspreise, abgestellt. Nicht vorstellbar, wie diese grossen Holzhallen mitten in einem Urwald gebrannt hätten.

Wir gingen sorgfältig durch die Wildnis, damit wir nicht von irgendwelchen Schlangen oder anderen Viechern überrascht würden und suchten nach schönen Sachen, die noch nicht beschädigt sind. Wenn man hier massiv aufräumen, putzen, und eine schöne Ausstellung machen würde, wäre noch Einiges zu verkaufen. Aber Ordnung war noch nie die Stärke der Besitzer und vermutlich fehlt ihnen die Energie dazu. So vegetieren sie vor sich hin und verkaufen noch ein wenig den treuen Kunden, die sich ab und zu hierhin verirren.

Auch der diesjährige „World Aids Tag“ war wieder eine beeindruckende Veranstaltung. Dieses Jahr bekamen wir aus verschiedenen Gründen keine Bewilligung, um den Tag – wie die letzten beiden Jahre – in dem wunderschönen Klostergarten durchzuführen. Um nicht alle Leute zu enttäuschen, organisierten unsere Leute den Event auf unserem Werkstättenareal in Shwe Pyi Thar. Aber leider konnten dort anstatt der über 2000 Leuten die sich jährlich auf diesen Anlass freuen lediglich 500 eingeladen werden. Zusammen mit Lilli besuchte ich den Anlass. Nicht nur mir kamen wieder fast die Tränen. Lilli staunte und auch ihre ehemalige Mitarbeiterin, Than Than Shwe, machte grosse Augen. Sie amüsierte sich sehr, da sie die dargebotenen Sketches verstand. Sogar ihr Chauffeur konnte sich kaum mehr lösen von all den Darbietungen. Vermutlich hörte er zum ersten Mal konkrete Informationen über Aids. Kathy strahlte vor Stolz, als sie sah, wie beeindruckt wir waren.

Mehrmals hatte ich mit Leuten zu tun, die sich engagieren im Kampf gegen „human trafficking“. Offenbar wird das ein immer aktuelleres Thema. Es ist eine Folge der chinesischen Ein-kindpolitik. In China fehlen mehrere Millionen Frauen. Und diese werden auf sehr unmenschliche Art und Weise vor allem in Myanmar geholt, verkauft und als Leibeigene regelrecht gebraucht.

Als wir den Beginn des Weihnachtsverkaufes – der mit Demonstrationen von unseren Lehrlingen bereichert wird – planten, war es der neuen Showroomleiterin wichtig, dass wir für den Start einen „lucky day“ auswählten. Der burmesische Kalender wurde geholt, in dem alle glücklichen, nicht so glücklichen und unglücklichen Tage bezeichnet sind. Ich plante einen Start Anfang Dezember. Da war aber weit und breit kein „lucky day“ in Sicht. Also fiel die Entscheidung auf den 10. Dezember. Obwohl ich wusste, dass zu diesem Zeitpunkt die meisten Westler bereits ihre Weihnachtseinkäufe getätigt haben und womöglich auch bereits in die Weihnachtsferien nach Hause abgereist sind, wagte ich keinen Einwand.

Gegen Ende November beklagte sich dann prompt eine Kundin über die fehlenden Weihnachtssachen und während den drei Tagen, an denen die Demonstrationen stattfanden, regnete es fast ununterbrochen, etwas, das ich im November noch nie erlebt habe.

Später, als ich an einem Abend mit Kathy in der Shwe Dagon Pagode sass, erzählte ich ihr von diesem Problem mit den „lucky days“. Da sagte sie mir, Buddha habe dazu folgendes gesagt:

„Wann immer du etwas Gutes tun willst, ist jeder Tag ein guter Tag. Wann immer du etwas Schlechtes tun willst, ist jeder Tag ein schlechter Tag“.

Möge diese Weisheit euch ins kommende Jahr begleiten.

Mit lieben Grüßen